

„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“

Dies pastoralis 2026
(1 Petr 3,8-28 / Lk 8,22-25)

„Rede und Antwort stehen über die Hoffnung, die euch erfüllt“: Ist das nicht eine ziemliche Herausforderung angesichts dessen, was wir gerade erleben? Viele Menschen – das zeigen Umfragen – sind noch recht hoffnungsvoll, was sie selbst angeht; auf das gegenwärtige Weltgeschehen und die gesellschaftlichen und politischen Entwicklungen in unserem Land hingegen schaut ein Großteil doch eher skeptisch, wenn nicht gar hoffnungslos. Auch wir Christinnen und Christen sind in Sorge um die Zukunft unserer Erde und das Miteinander der Menschen. Dazu kommt auch die Frage, wie es mit der Kirche in unserem Bistum weitergehen wird, wenn in diesem Jahr möglicherweise politische Kräfte mitentscheiden oder sogar regieren werden, die den Kirchen konfrontativ feindlich gegenüberstehen. Es sind keine ruhigen Zeiten, in denen wir leben. Der Wind bläst uns ordentlich ins Gesicht, bringt alte Gewissheiten und Sicherheiten ins Wanken, lässt uns erahnen, wie es den Jüngern auf der stürmischen See ergangen sein muss. Und wir teilen mit ihnen auch das Gefühl, nicht auf einem robusten Dampfer unterwegs zu sein, der mühelos über das aufgewühlte Wasser fährt, sondern sehen uns eher in einer zerbrechlichen Nussschale auf hoher See. Von welcher Hoffnung sollen wir da anderen künden?

Als Christinnen und Christen in der Diaspora ist es uns vertraut, gewissermaßen – wie es schon der 1. Petrusbrief (1,1) formuliert – „als Fremde in der Zerstreuung zu leben“ und dabei einigen Gefahren ausgesetzt zu sein. So herausgefordert bleibt es nicht aus, dass manche sich der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben, resignieren oder gleichgültig werden. Nicht jeder und jede hat die Kraft und ist willens, lange gegen den Strom zu schwimmen. Andere fallen ins entgegengesetzte Extrem, verhärten in ihrer Position, ziehen sich wie in ein Ghetto zurück, gehen auf primitiven Konfrontationskurs und verweigern jeglichen Dialog. Eine solche Situation hat aber auch ihre Chancen. Da, wo der christliche Glaube nicht selbstverständlich ist, muss er sich bewähren; ja, er kann darin sogar innerlicher, reifer und verantwortungsbewusster werden. Erfreulicherweise gibt es unter uns eine ganze Zahl von Gläubigen, die in dieser

Weise mutig und kreativ unterwegs sind, sich ihres Glaubens nicht schämen, sich zur Gemeinschaft der Kirche bekennen und sich haupt- oder ehrenamtlich mühen, das Evangelium Jesu Christi in Wort und Tat möglichst vielen verständlich und authentisch nahezubringen. Dabei ist es ganz entscheidend, gemeinsam auf dem Weg zu bleiben, denn darin liegt der Ursprung als Christinnen und Christen, die in früher Zeit „Menschen des Weges“ genannt wurden. Wer aber unterwegs ist, ist noch nicht am Ziel und nicht davor gefeit, Umwege zu gehen oder den eingeschlagenen Weg weiter ausbauen zu müssen. Dennoch lässt sich aus der Erfahrung dieses Unterwegsseins schöpfen, wenn die Aufforderung des ersten Petrusbriefes auch an uns ergeht: *„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die euch erfüllt“*.

„Die Hoffnung“ – so hat es Papst Leo formuliert – *„erwächst aus dem Glauben, der sie nährt und trägt“*¹. Und so fragt Jesus die ängstlichen Jünger auf dem Wasser in der Situation der Bedrängnis auch nach ihrem Glauben. Hinter seiner Frage: *„Wo ist euer Glaube?“* (Lk 8, 26) steht zugleich die weitere Frage: Worauf gründet er? Oder noch persönlicher an jeden und jede von uns gefragt: Woraus lebst du? Was gibt dir Kraft? Worin besteht dein letzter Halt? Was lässt dich auch in aussichtslosen Situationen nicht verzweifeln? Kurioserweise sind wir deutschen Bischöfe vor einiger Zeit mit einer Umfrage konfrontiert worden, die ein Journalist offenbar im Auftrag einer katholischen Zeitung an uns gerichtet hat. Wir sollten darauf antworten, wie es um das Glaubenswissen der Gläubigen in unseren Bistümern bestellt sei und welche Programme und Methoden wir hätten, um es noch besser zu vermitteln. Damit wird der Eindruck erweckt, als ob der Glaube eine abfragbare Größe und ein festzustellendes Wissen sei, als glaubten nur die wirklich, die alle Artikel des Katechismus in und auswendig kennen oder alle theologischen Traktate studiert haben. Aber ein Glaube, der trägt, der den Stürmen der Zeit standhält und Zukunft eröffnet, ist nicht mit einem Koffer voller Lehrsätze und Moralvorschriften gleichzusetzen. Ein altes und einfaches Mütterchen – so hat es mein Dogmatik-Lehrer einmal auf den Nenner gebracht – kann einen tieferen und existentielleren Glauben haben als der klügste Theologie-Professor. Und in einem Bild ausgedrückt: Mit dem Glauben ist es oftmals wie mit einem Tischtuch; man zieht an einem Zipfel – hat gewissermaßen einen ganz persönlichen Ansatz – und alles andere kommt unbewusst oder bewusst hinterher. Schließlich mag dazu auch die

¹ Papst Leo XIV., Botschaft des Heiligen Vaters zum 9. Welttag der Armen.

Rede von der „Hierarchie der Wahrheiten“ hilfreich sein, die besagt: Nicht alle Glaubenswahrheiten haben denselben Stellenwert. Es gibt ganz zentrale und andere, die weniger bedeutsam sind. Auf jeden Fall ist Jesus Christus mit seinem Leben, seinem Sterben und seiner Auferstehung die Mitte allen christlichen Glaubens. In ihm liegt der Grund unserer Hoffnung. Aus dem Vertrauen in seine Anwesenheit auch in Zeiten, in denen uns das Wasser bis zum Hals steht, und aus der persönlichen Erfahrung seines Handelns und seines Wirkens in unserem Leben erwächst eine Hoffnung, die kein naiver Optimismus ist, sondern eine Gewissheit, dass die Welt und wir in ihr von einer Liebe getragen sind, die selbst den Tod zu überwinden vermag. Gefragt ist also unsere ganz persönliche Hoffnung. Und die kann unterschiedlich akzentuiert sein. Warum bin ich Christ oder Christin: nur, weil mir das anerkannt wurde und ich aus diesem Korsett nicht mehr ausbrechen kann oder weil mein Innerstes davon berührt ist? Mag unsere Antwort manchmal vielleicht auch nur stammelnd ausfallen, wenn sie aus dem Herzen kommt, wird sie nicht wirkungslos verhallen.

Was aber, wenn uns keiner nach unserer Hoffnung fragt, weder neugierig noch feindselig noch wohlwollend? Dies scheint heute in unserer Region jedenfalls verbreiteter zu sein als das Bedürfnis, mehr über den christlichen Glauben zu erfahren. Hier könnte vielleicht ein Ratschlag weiterhelfen, der lautet: *„Rede nicht über deinen Glauben, wenn du nicht gefragt wirst, aber lebe so, dass du gefragt wirst.“* Wenn ich diesem Satz auch nicht gänzlich zustimme – ich meine schon, dass wir uns zu entscheidenden Fragen des Lebens auch ungefragt öffentlich äußern sollen – halte ich dessen zweite Hälfte doch für äußerst bedenkenswert. Letztendlich hört man tatsächlich weniger auf unsere Worte, als dass man darauf achtet, wie wir leben. Der Verfasser des ersten Petrusbriefes hat dazu recht konkrete Gedanken: *„Seid alle eines Sinnes, voll Mitgefühl und Liebe zueinander, seid barmherzig und demütig!“* schreibt er an jene Christinnen und Christen, die auch ihr Christsein in einer Welt unterschiedlicher Weltanschauungen und Lebensentwürfe gestalten mussten. Heute leben wir in einer hoch pluralistischen und individualisierten Gesellschaft. Das zwischenmenschliche Miteinander ist rauer geworden, die Gewaltbereitschaft nimmt zu, die Kommunikation ist erbarmungslos. Zu allen Zeiten haben Christinnen und Christen mit ihrer barmherzigen Hinwendung zu den Menschen – gerade zu denen, die geringgeschätzt wurden, einen anderen Akzent gesetzt und die Logik des Unrechts unterbrochen. Sollte es nicht auch uns

gelingen, als je einzelne und in der Gemeinschaft der Kirche sprachfähig zu werden und unsere eigene Hoffnung hör- und sichtbar zu machen?

Und ein Zweites legt der Petrusbrief nahe: „*Segnet, denn dazu seid ihr berufen worden*“. Das können alle Christen- und Christinnen auf je eigene Weise, egal ob geweiht oder beauftragt, haupt- oder ehrenamtlich, alt oder jung. Unsere Berufung und Sendung ist es, sich den Menschen in vielfältiger Weise zuzuwenden, sie in freudigen und traurigen Situationen zu begleiten, sie zu trösten und zu ermutigen. Die Öle, die wir heute weihen und die Sie in die Pfarreien und an die Orte Ihres Wirkens tragen, sind dabei besondere Zeichen dieses segensvollen Wirkens. Sie bringen denen, die zu bestimmten Anlässen und in entscheidenden Situationen damit gesalbt werden, zum Ausdruck: Gott steht zu deinem Leben und lässt dich teilhaben an der Fülle des Lebens.

Liebe Schwestern und Brüder, für wen Jesus Christus tatsächlich die Mitte seines Glaubens ist, der wird auch Ausdrucksformen finden, über die Hoffnung, die ihn erfüllt, Rede und Antwort zu stehen und anderen das Evangelium nahezubringen. Mögen viele von uns dazu den Mut und die Fantasie haben und – wie der verstorbene Erfurter Bischof Joachim Wanke oftmals betont hat – mit dazu beitragen, auch in unserer Zeit „das Licht auf den Leuchter zu stellen“.